

Der letzte Flug der Nebelkrähe

Das laut, hart und heiser klingende *Krrah!*, welches die Nebelkrähen mehrmals wiederholen, war noch weit entfernt rund um das kleine Dorf zu hören. Am frühen Morgen des neblig-trüben, nassen Herbsttages, an dem die Allesfresser wegen ihres aschgrauen Gefieders fast unsichtbar sind, wurde Friedemann Wunderlich letztmals gesehen. Er sei mit einem Vogelkescher in der Hand hinter den Rabenvögeln her- und dann in eine besonders dichte Nebelschwade hineingelaufen, habe sich in ihr aufgelöst, berichtete später eine Augenzeugin, die mit ihrem Hund unterwegs war. Ihr Hasso habe sich beim Anblick der Szenerie geduckt, die Rute eingezogen und die Ohren angelegt, dann habe er gezittert. Noch nie habe der Hund solche Angst gehabt, erklären könne sie sein Verhalten nicht.

Das Verschwinden des Studenten im höheren Semester, Fachbereich Physik und Astronomie, erregte zunächst kein großes Aufsehen, er war ein eher introvertierter Typ. Deshalb dauerte es lange, bis es sich im Studentenwohnheim in der weit entfernten Stadt und in seinem Heimatdorf herumgesprochen hatte, dass es kein Lebenszeichen mehr von ihm gab.

Freunde, die ihn hätten vermissen können, hatte Friedemann Wunderlich keine, zumindest konnte niemand welche benennen. Schwierig sei er, hieß es, oft wirke er abwesend – wie von einem anderen Stern.

Einmal, so wurde berichtet, soll er einem Kommilitonen gesagt haben, dass er gern in einer fremden Welt, in einem

Land leben würde, das es in der Realität nicht gebe. Dabei sei ihm das Wort *Perryversum* zaghaft über die Lippen gekommen, der Name des Paralleluniversums, in dem die Abenteuer des Science-Fiction-Helden Perry Rhodan möglich sind. Bestimmt schaffe er es einmal dorthin, soll er hinzugefügt und sich überzeugt gezeigt haben, die große Entfernung in einer sehr kurzen Reise zu schaffen, schneller als mit Lichtgeschwindigkeit. Friedemann Wunderlich formulierte oft kryptisch.

Seine Eltern hatten sich anfangs nicht besonders gesorgt, als sie nach dem Verbleib ihres Sohnes gefragt wurden, denn er hatte sich selten gemeldet aus der großen Stadt. Wenn er übers Wochenende nach Hause gekommen sei, sei er meistens in seinem *Refugium* zugange gewesen, wie sie das von ihm zu einem Labor umgebaute Gartenhaus nannten. Er habe auch dort übernachtet.

Der Zutritt zu diesem Refugium war nicht nur seinen Eltern verboten. Sie hielten sich strikt daran, zumal sie sich nicht nur manchmal vor ihrem Sohn fürchteten, sondern auch Angst hatten vor den Geräuschen, die zuweilen aus dem Gartenhaus drangen. Auch von undefinierbaren Gerüchen und giftig anmutenden Dämpfen, die gelegentlich durch die Ritzen des hölzernen Hauses entwichen, waren sie irritiert.

Einmal hatten sie beobachten können, wie ein großes Gerät angeliefert worden war. Es hatte ausgesehen wie eine medizinische *Röhre*.

Erst kürzlich hatten sich die Nachbarn über laute »Brumm- und Klopferäusche« beschwert, dazwischen seien die Stimme des »Sonderlings«, wie sie ihn nannten, und das unheimliche Gekrächze eines Vogels zu vernehmen

gewesen. Normal seien diese Laute nicht gewesen, es habe ihnen gegraut. Danach, von einer auf die andere Sekunde, habe Totenstille geherrscht.

Unter den Studenten und Lehrkräften war Friedemann Wunderlich nicht nur wegen seines seltsam anmutenden Wesens und seines Aussehens, geprägt von einer gebogenen, spitz zulaufenden Nase und stechenden, hervorstehenden Augen, eine Ausnahmeerscheinung. Er galt auch insofern als exotisch, als er sich zumindest außerhalb des Lehrplans mit etwas beschäftigte, das nach den bekannten Gesetzen der Physik nicht möglich ist: der Teleportation. Er glaubte an die Möglichkeit, Materie zwischen zwei Orten transportieren zu können, ohne den Raum zu durchqueren.

Manchmal kamen die Studierenden allerdings ins Grübeln, denn immer dann, wenn Friedemann Wunderlich in ihrer Nähe gewesen war, fehlte etwas, beispielsweise ein Smartphone oder eine Brieftasche. Aber niemand konnte sich erklären, wo die Gegenstände abgeblieben waren – bis sie nach langer Zeit weit weg vom Ort ihres Verschwindens geortet oder gefunden wurden. Einen logischen Zusammenhang mit Friedemann Wunderlichs Forschungen und dem Abhandenkommen von Sachen herzustellen, traute sich allerdings niemand aus den Reihen des evidenzbasierten naturwissenschaftlichen Nachwuchses.

Von den Möglichkeiten der Teleportation war Friedemann Wunderlich schon in sehr jungen Jahren fasziniert gewesen. Gewiss, auf so eine furchtbare Art sterben zu müssen wie der Wissenschaftler in der Erzählung *Die Fliege* und deren

diversen Verfilmungen, wollte er nicht. Ein Experiment müsse nicht so enden wie jenes, bei dem der Forscher in dem von ihm konstruierten Materietransmitter eine Stubenfliege übersieht und dann mit ihr gekreuzt wird. Worauf der experimentierfreudige Professor einen gigantischen Fliegenkopf bekommt und die Fliege einen menschlichen.

Bevor sich Friedemann Wunderlich für die Teleportation wie in der *Fliege* interessierte, hatte er, damals noch fast ein Kind, alle *Perry-Rhodan*-Heftchen verschlungen. In der Serie sind Transmitter gang und gäbe, um Gegenstände zu weit entfernten Zielorten zu bringen, es gelten höhere Dimensionen mit eigenen physikalischen Gesetzen.

Als Einziger in seiner Fachschaft hatte er auch dem legendären Philadelphia-Experiment große Aufmerksamkeit gewidmet, einer Legende rund um eine US-amerikanische Militärtechnologie. Während seine Mitstudierenden das Verschwinden eines Geleitzerstörers und dessen angebliche Rematerialisierung unisono als *Unsinn* abtaten, tat Friedemann Wunderlich so, als wisse er mehr, als sei er selbst dabei gewesen. Damit isolierte er sich zusehends unter den Studierenden.

Sein spurloses Verschwinden wurde folglich ohne große Anteilnahme zur Kenntnis genommen, niemand zerbrach sich den Kopf. Vielleicht habe er sich nur vorübergehend *vom Acker gemacht*, hieß es in Anspielung auf die Frau, die ihn auf den Feldern seines Heimatdorfes bei der Jagd auf Krähen gesehen hatte.

Auf den Tag genau ein Jahr, nach dem Friedemann Wunderlich letztmals gesichtet worden war, prallte eine

sehr große Nebelkrähe an die breite Fensterfront des Instituts für Physik und Astronomie der Universität und schreckte die Studierenden auf, obwohl sich ihr langsamer und gerader Anflug über den Campus mit einem einzelnen lauten, verzweifelt klingenden *Krrah!* angekündigt hatte. Augenzeugen sagten, die ausgebreiteten Flügel des Vogels hätten die übliche Spannweite von etwa einem Meter beträchtlich überschritten. Auch der gebogene, spitze Schnabel sei furchterregend groß, weit größer als üblich gewesen. Der Aufprall des kräftigen und kompakten Rabenvogels war so wuchtig, dass die mit schwarzen Vogelsilhouetten beklebte Scheibe mit einem klirrenden Ton zerbarst.

Friedemann Wunderlich war zu diesem Zeitpunkt schon vergessen. Sein Name war im Nebel der Erinnerungen verschwunden, so wie er sich in einer dichten Nebelschwade aufgelöst hatte, als er letztmals gesichtet worden war. Nur wenige erinnerten sich noch an den schrägen Vogel, als der er zeitlebens gegolten hatte. Sie sprachen von ihm, wenn überhaupt, nur noch in der Vergangenheitsform. Einer seiner ehemaligen Kommilitonen, der sich für besonders witzig hielt, meinte, Friedemann Wunderlich habe »die Flatter gemacht«.

Singend in den Morgen

Seine Laune ist so miserabel wie das Wetter, dachte sie, als sie sich um vier Uhr in der Früh, in Wanderklamotten und Schweigen gehüllt, für ihre Tour rüstete. Er tat stattdessen alles betont laut wie ein zorniges, beleidigtes Kind: den Rucksack packen, die Wanderschuhe schnüren, die Tür zuknallen. Sein Gesicht, das sie aus dem Augenwinkel beobachtete, zeigte nicht die Spur eines fröhlichen Ansporns. Ihr war klar, dass er lieber ohne sie losmarschiert wäre, das Erfolgserlebnis mit vermeintlich guten Freunden zelebriert hätte. Aber diesmal wollte sie mit. Etwas drängte sie heute nach oben. Mit ihm. Wie früher, als sie sich für kurze Momente gemeinsam auf dem Gipfel des Glücks fühlten, der schon lange wolkenverhangen war.

Als Ines drei Tage zuvor von Burghart nur rhetorisch gefragt worden war, ob sie mitwolle auf den Berg, hatte sie zu seiner ersichtlichen Verblüffung ja gesagt. Seine Mundwinkel waren jählings tiefer geworden, ihr Weg nach unten länger. Dann würde er, da war sie sich sicher, gedanklich abgelästert haben, ihre Knödelwaden seien doch bereits hinreichend ausgeprägt. Oder so ähnlich. Gewiss war, dass er sich riesig fühlte, wenn er andere verzwerger konnte. Insbesondere in Gesellschaft war ihr das so peinlich wie eine Darmspiegelung. Wenn er sie peinigen wollte, gab er ihr auffallend niedliche Kosenamen wie Püppi oder Maus. Kürzlich bescheinigte er ihr coram publico eine Spektrophobie und glaubte, ihr auch noch erklären zu müssen, dass damit die Angst vor Spiegeln gemeint sei, eigentlich aber die Angst vor dem eigenen Gesicht. Damit war die Grenze des Erträglichen für sie erreicht. Er

hingegen schubste seinen Nebenmann an, damit er ja verstand, wie lustig das gewesen sein sollte. Hätte nur noch gefehlt, dass er sich auf die Schenkel geklopft hätte.

Der Hauptgipfel des Altjochs mit seiner um diese Jahreszeit garantierten Schneehaube glich wie seine kleinen Nebengipfel einer weiß-grauen, formlosen Masse, als sie sich bei Tagesanbruch auf den Weg machten. Die Nacht war kalt und regnerisch gewesen. Nun hatte sich der Nebel über die gesamte Szenerie gelegt. Die Zwietracht hat sich über unserer Ehe ausgebreitet, dachte Ines. Allerdings nicht über Nacht, sondern schon vor geraumer Zeit. Warum sie ihn nicht schon längst losgeworden war, konnte sie sich nicht erklären. Zuweilen neigte sie dazu, dem Schicksal seinen Lauf zu lassen.

Der Regen war inzwischen ein gleichmäßig leichter geworden. Schlamm und Gesteinsmaterial rutschten bedächtig von oben, zum Glück blieben sie in den gängigen Rinnen und Bachbetten. Das Ende des Tages werde schön, hatte die Wetter-App versprochen und Silhouetten von kleinen weißen Wölkchen gezeigt, hinter denen die Sonne in Form eines gelben Gesichts hervorlugte.

Ines war, im Gegensatz zu sonst, beschwingt und mit Zuversicht, fast schon aufgekratzt aus dem Bett gekommen. Nun bewegte sie sich behände die sanft ansteigenden Hügel hinauf, vorbei an der *Hellbock-Alm* mit bedröppelt auf der Weide herumstehenden Kühen, deren Chef ein besonders massiger Bulle zu sein schien. Fast hätte sie den Tieren einen guten Morgen gewünscht, als sie die vor dem hölzernen Gatter dicht zusammengedrückte Herde passierte. Aller Voraussicht nach warteten die

Prachtexemplare in ihrem hellbraunen Fell darauf, in den Stall getrieben zu werden. Das eine oder andere bewegte den Kopf und ließ seine Glocke um den Hals ertönen. Aus dem Wirtschaftsgebäude kam der Duft frisch gebrühten Kaffees. Burghart roch wahrscheinlich schon die Extrawurst, die ihm *Hubsi*, wie er den Almwirt Hubert von oben herab nannte, auf dem Rückweg servieren würde, mutmaßte sie.

Dass Burghart mit Freude schon jetzt gern ein Selfie gemacht hätte, war Ines klar. Aber das dämmergraue Wetter gab noch nichts her für passable Aufnahmen im Porträtmodus, mit ihm gut ausgeleuchtet im Mittelpunkt, der Hintergrund verschwommen. Zu ihrem Bedauern werde er noch eine Zeit lang warten müssen mit einem Foto, bis sich die Sonne durch den Nebel gekämpft habe, rief sie ihm zu. Wäre er Maler gewesen, hätte er wohl ein Selbstporträt nach dem anderen auf die Leinwand gepinselt, vermutete sie. Er entgegnete nichts, drehte sich noch nicht einmal um, als sie mit ihm sprach.

Auf die Idee, von sich und Ines ein gemeinsames Foto zu machen, kam er schon länger nicht mehr. Wahrscheinlich würde sie auch heute in ihrer zweckmäßigen, braun-grün gescheckten Jacke seine stets durchdachte Bildkomposition ruinieren, argwöhnte sie. Sein Grinsen auf Kommando wie das eines Gute-Laune-Coachs mit Cheese-Mimik hatte sie ebenfalls nicht drauf.

Nachdem sie das Tal und die enge, dunkle Klamm mit teilweise überhängenden Felswänden passiert hatten, näherten sie sich der Baumgrenze. Die durchschnittlichen

Temperaturen sind hier wie in unserer Ehe, dachte Ines. Am Nullpunkt. Das könnte sich aber ändern, sagte sie sich.

Sicheren Schrittes überquerten sie ein großes, auf sie wie ein Soldatenfriedhof wirkendes Geröllfeld. Einen vorgezeichneten Weg gab es nicht. Weil es nun nicht mehr so trüb und lichtarm war, schien es für Burghart an der Zeit, das erste Bild von sich mit bemerkenswert großen Gesteinstrümmern an seiner Seite zu machen. Sie hielt ebenfalls an und ließ ihm die Zeit, die er für das Arrangement brauchte. In seiner kornblumenblauen Softshelljacke mit sonnengelben Einsprengseln dominierte er die Schlamm- und Zementfarben seines Umfeldes. Er blickte in die Kamera, als hätte er die Brocken eigenhändig aus dem Felsen geschlagen und drapiert.

Er konnte sich schon immer gut in Szene setzen. Deshalb war sie vor zehn Jahren auf ihn reingefallen, hatte ihn für einzigartig gehalten. Doch inzwischen hatte sich ihre Meinung über den Narzissten so aufgeklärt, wie sich im Moment der Himmel aufzuklären schien. Es sei nur noch eine Frage der Zeit, bis sie sich von ihm verabschieden werde, sagte sie sich immer wieder.

»Ist das nicht eine Wahnsinnsaussicht?«, fragte Burghart laut und triumphierend, als sie nach gut sechs Stunden auf dem schneebedeckten Gipfel des Altjochs angekommen waren. Fehlte nur noch, dass er sich, überwältigt von sich selbst, das Hemd vom Überkörper gerissen hätte wie ein Leichtathlet nach dem Gewinn der Goldmedaille. Ines war fix und alle, meinte aber, ihre Waden fühlten sich definierter an. Er schwieg und tat so, als sei der kraftzehrende Aufstieg für ihn wie ein Sonntagsspaziergang

an der Hand von Mama und Papa gewesen, wofür er vor einem halben Jahrhundert als fein herausgeputztes Kind gelobt worden wäre. Von seinen Eltern war er immer angehimmelt worden, fast schon beweihräuchert.

Seinen Rucksack hatte er flugs am Gipfelkreuz abgestellt, bevor er sich mit dem Smartphone in der Hand auf dem winzigen Plateau ins rechte Licht rückte. Seine geschwellte Brust und sein Gute-Laune-Coach-Grinsen galten Ines, hinter ihm war die Kulisse imposanter Zwei- und Dreitausender mit steilen Flanken zu sehen.

»Sehe ich gut aus?«, fragte er. Eine Antwort auf diese Frage, die er oft stellte, erwartete er nicht.

»Fast super«, antwortete sie und eliminierte die Distanz der knapp zwei Meter zwischen ihm und ihr in Nullkommanichts. Sie bewegte sich unauffällig und lautlos wie eine besorgte Frau, die ihren Gatten vor einem großen Ereignis noch schnell ins rechte Licht rückt, etwa durch die Korrektur seiner Frisur oder das Zupfen an seinem Hemdkragen, dessen Farbe und Muster bei Burghart mit der Softshelljacke wie selbstverständlich korrespondierten. Einen guten Geschmack hatte er.

»Moment!«, hörte sie ihn noch rufen, während er allem Anschein nach für das perfekte Bild ungewohnt hektisch auf das Display seines iPhones drückte, bevor er, die Arme weit ausgestreckt, das Gleichgewicht verlor und nach hinten kippte.

Für Ines war es ein schwer zu beschreibendes Gefühl, als Burgharts Neunzig-Kilo-Körper auf dem Felssporn unmittelbar unterhalb des Gipfels geräuschvoll aufprallte, mit einem Drive über den Felsvorsprung katapultiert wurde und danach auf dem Geröllfeld sehr weit unten auf einem

riesigen Findling landete. Wie mit Burghart als Deko, sinnierte sie. Aus der Vogelperspektive schmälerte sich schlagartig auch die Bedeutung, die er einmal für sie gehabt hatte. Wäre Burghart unterhalb der Baumgrenze aufgetroffen, wäre er möglicherweise aufgespießt worden, mutmaßte sie kurioserweise. Insofern könne er von Glück im Unglück reden. Sie schämte sich ein wenig, dass sie so dachte. Auf ihrem Handy betätigte sie den Notruf.

Man habe den Leichnam ihres Mannes gefunden, wurde Ines bei ihrer Vernehmung von der verantwortlichen Polizeihauptkommissarin mitgeteilt. Seine sterblichen Überreste hätten, »für die Bergwacht war das ein Glück gewesen«, dank seiner auffälligen Kleidung gut sichtbar auf einem großen Findling gelegen, auch wenn es nicht schön ausgesehen habe.

»Dem Herrgott sei gedankt«, ließ sie einfließen, dass der Tote nicht in einer Eisrinne oder Felsspalte gelandet sei. Sie vermöge sich gar nicht vorstellen, dass er wie die Gletschermumie Ötzi vielleicht erst nach Jahrtausenden gefunden worden sei.

Auf seinem Mobiltelefon seien fast nur Selfies gefunden worden. »Insofern kann Ihre Aussage durchaus ihre Richtigkeit haben, wonach Ihr Mann beim Fotografieren von sich selbst auf dem rutschigen Bergplateau unvorsichtig gewesen ist«, sagte die Hauptkommissarin. Die letzte Aufnahme habe sich, »nebenbei bemerkt«, von den anderen unterschieden. Sie sei nicht so perfekt arrangiert gewesen und verwackelt. Dennoch sei zu erkennen, »dass der nunmehr verunfallte Gatte etwas erschrocken dreinschaut«. Ob sie sich denn vorstellen

könne, möglicherweise sogar wisse, was ihn beim Knipsen aufgeschreckt habe?

Ines hörte die Fragen der Kommissarin wie ein weit entferntes Echo und konnte nur noch den Kopf schütteln, bevor der letzte Satz gegen Ende immer leiser wurde, die letzten Wörter sich in ihre einzelnen Buchstaben auflösten und für sie keinen Sinn mehr ergaben.

Allerdings war es nicht nur die Stimme der Kommissarin, die sich von Ines entfernte. Als werde gleichzeitig das Licht gedämmt, wurde alles um sie herum dunkel. Ines glaubte, das Gleichgewicht zu verlieren und in ein tiefes Loch zu stürzen. Als sie zu sich kam und nach oben schaute, sah sie einen Streifen hellen Lichts. Sie vernahm die beschwingte Melodie und eine Passage von *Im Frühtau zu Berge: Wir wandern ohne Sorgen singend in den Morgen*.

Zurück in der Wirklichkeit hörte Ines die Kommissarin sanft »Hallo« sagen und fühlte ihre Wangen zart getätschelt. Sie hatte das Gleichgewicht verloren, war aber rechtzeitig aufgefangen worden. Gegen Ende ihrer diffusen Bewusstlosigkeit hatte sie nicht nur von fröhlichen Gesängen in den Morgenstunden geträumt, sondern auch von Burgharts Bestattung. Eine After Live Party im Anschluss an das Begräbnis hatte sie arrangiert. Zu Protokoll gab sie das nicht.